

Zeitschrift: Neue Wege : Beiträge zu Religion und Sozialismus
Herausgeber: Vereinigung Freundinnen und Freunde der Neuen Wege
Band: 15 (1921)
Heft: 5

Rubrik: Rundschau : zu den Weltereignissen

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 09.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Gemeinschaft, ist so eminent sozialistisch, daß es auch sogar einen kleinen vorläufigen Nachteil unendlich aufwölge. Man mag freilich dann das weitere Bedenken hegen, daß eine militaristisch-kapitalistische und also reaktionäre Behörde dieses Prinzip in ihrem Sinne anwenden, d. h. verderben würde und daß daher eine entsprechende Einrichtung bei der heutigen Ordnung der Dinge utopisch sei. Aber dagegen wäre zu erinnern, daß wir dann auf jede Reform innerhalb des Rahmens der heutigen Ordnung verzichten müßten, was doch nicht einmal unsere Kommunisten tun. Wir müßten eben, wenn es zur Einführung des Zivildienstes käme, auch dafür kämpfen, daß er im richtigen Sinn und Geist durchgeführt werde.

Es wird auch etwa — scheinbar im Interesse des Idealismus — befürchtet, daß sich nicht in erster Linie die Gewissensernsten, sondern die Bequemen und Trägen, unter dem Vorwand von Gewissensbedenken, für den Zivildienst melden würden. Dem wehrt aber die Bestimmung, daß dieser ebenso schwere Anforderungen stelle, wie der Militärdienst. Auch könnte man ja die Zivildienstzeit gegenüber der andern wesentlich verlängern. Dann ist ganz sicher, daß nur Leute, denen es ernst wäre, sich hiefür meldeten. Wenn man gar für die Prüfung der Gewissen ein besonderes Tribunal schaffen wollte, so könnte man dagegen prinzipiell nichts haben, voraus gesetzt, daß die rechten Leute in ein solches können, — zu denen ich trotz allem einen Oberst Wildbolz zählen würde!

Um aber noch einmal auf den ernstesten der Einwände zurückzukommen, so ist vielleicht die Gefahr, daß durch den Kampf für den Zivildienst der gegen den Militarismus überhaupt geschwächt würde, nicht so groß. Es könnte auch umgekehrt jener diesen verstärken. Jener würde, wenn er siegreich wäre, ja sogar auch schon, wenn er bloß energisch geführt würde, eine Bresche in den Wall des militaristischen Denkens schlagen. Unser Ziel aber bleibt selbstverständlich die völlige Abstufung. Wer dieses Ziel nicht hat, ist kein „ehrlicher Pazifist“.

Es ist also mit dem Zivildienst-Problem das Militär-Problem wieder lebendig gemacht und sollte nun lebendig bleiben. Alle die Kräfte, die sich bisher für diesen Kampf eingesetzt haben, müssen, nach der Periode der Ermüdung, wieder auf den Plan treten. Da darf es keine Fahnenflucht geben.

R.

Rundschau.

Die deutsche Krise. Die deutsche Krise kann, historisch genommen, nicht mehr als belangloses Übergangsstadium gewertet

werden, sondern sie ist wesentlich geworden. Das Schicksal Deutschlands und mehr als Deutschlands offenbart sich allmählich in ihr und pocht an die Tore von immer mehr Verzweifelten.

Wer inmitten einer Krankheit steht, kann nicht viel mehr tun als auf die Anzeichen achten, die den Sinn und die Bedeutung der Krankheit klar machen, und er kann aus anderen Anzeichen die Hoffnung und den Hinweis auf eine Genesung irgendwelcher Art entnehmen. Die Krankheit, in der wir stehen, ist in vieler Hinsicht eine Krankheit zum Tode; das heißt: vieles, das unser Volk vergiftete, seine Begriffe von Weltherrschaft, Weltgeltung, Ehre, „Ruhe und Ordnung“, offizielles Christentum, sind ja nur Anzeichen der Gottlosigkeit und darum überreif zum Sterben. Mit Absicht ist in diesem Zusammenhang nicht der sogenannte moralische Niedergang genannt, gegen den die deutschen Kirchen in Ermangelung einer anderen, positiven Sache sehr überflüssigerweise eine Unmenge Ungegenkraft, Tinte und Pharisaismus verschwenden — überflüssigerweise: denn die gemeinten Objekte werden doch nicht erreicht, und dann täten die Sprecher und Schreiber besser daran, erst einmal bei sich selbst nach der Schuld zu fragen, die sie durch ihr Gehenlassen und durch ihr Nicht=ernst=nehmen des Materiellen mit all seiner Not und seinem Zwang an jenem Niederbruch haben.

Wenn wir nun versuchen, jene Symptome der Verzweiflung und der Hoffnung zu erkennen, so tun wir es zugleich in dem ausgesprochenen Bestreben, den Schweizer Freunden auch abgelegene Kenntnisse zu vermitteln, die ihnen dienlich sein könnten, Kenntnisse über das so reichlich bei uns überall sterbende und leimende Leben. Dabei müssen wir uns für jetzt einer übersichtlichen Kürze befleißigen, aber eine Wiederherstellung unseres Ganges ist ja nicht ausgeschlossen.

Unsere Gegenwart steht unter dem deutlichen Zeichen des Parteizusammenbruchs. Immer gleichmäßiger, öder und schematischer arbeiten die Parteimaschinen. Mit immer größerer Sicherheit tauchen die alten, ganz von Vergangenheit lebenden, im Wahlkampf mehr oder weniger zerrissenen Parteiführer wieder auf. Wir haben ja wieder einmal Wahl: preußische Landtagswahl. Es wird wieder versprochen, versprochen und versprochen, es werden von den Interessenten wieder Probleme in den Vordergrund der Diskussion geschoben, die der Ablenkung dienen und die, wenn die alten Leute nur wieder gewählt sind, in die Ecke gestellt werden. Und dann bleibt alles beim Alten.

Die Bodenreformer um Damaschke mögen noch so oft die entscheidende Stunde betonen; das Terrainkapital, dem keine der bürgerlichen Parteien (zu denen auch die Mehrheitssozialisten und vielleicht sogar die Rechtsunabhängigen zu rechnen sind) an den Fragen zu gehen wagt, wird siegen. Man wird etwas lauter reden müssen, um die gleichgültig gewordenen Massen noch an die Wahlurne zu locken,

aber man wird nicht lauter reden als unbedingt nötig, denn in der Stille macht man immer noch die besten Geschäfte.

Die kleineren Gruppen, wie der an Silvio Gesell orientierte Freiland-Freigeld-Bund, der mit seinen Ideen vom Schwundgeld (das allmählich, zur Verhinderung des Geldhamsterns, seinen Wert verliert) vom arbeitslosen Einkommen u. a. durchaus nicht totgeschwiegen werden dürfte, haben Mühe, überhaupt gehört zu werden. Kein Maßgebender, etwa in Ministerien, achtet auf sie. — Mit mehr Schwung geht schon der unter Steinerscher Führung stehende Bund für Dreigliederung des sozialen Organismus zu Werke, aber, mag er auch wirklich auf einzelnen sozialen Gebieten praktische Versuche machen und das Geld aller Länder in seine Bestrebungen hineinwerfen: je breiter er wirkt, je mehr hohe und höchste Herrschaften, Direktoren und Aktionäre seine Aufrufe unterschreiben, desto farbloser wird er werden, und schließlich wird auch er in seiner Weise dafür sorgen, daß alles beim Alten bleibt. — Die „Tat“ oder sozialistisch ernst zu nehmende Zeitschriften mögen mit profetischen Zungen von der wirtschaftlichen Sintflut und von den Möglichkeiten einer neuen Gemeinwirtschaft reden: sie reden tauben Ohren. Die Sozialisierung der Kohlenbergwerke, die ausreichende Besoldung der Beamten, die Wiedereinstellung der Arbeitslosen ist ein Spielball oder, je nachdem ein Zankapfel in den Händen gewiegener Parteilöwen und ihrer über Macht und Geld verfügenden Hintermänner.

So könnte man meinen, das Parteiwesen sei in vollster Blüte. Und doch zeichnet sich der Verfall für den sehenden Blick schon deutlich ab. Es sind vor allem die grundsätzlichen Gegner jeder Partei, die eine geschlossene und in Wirklichkeit große Macht darstellen, oder besser: darstellen werden, wenn einmal der elektrische Funke hineinfährt und die jetzt noch gebundenen Kräfte befreit. Von den wenigen einstweilen sichtbaren Formen sei Folgendes genannt: Die Syndikalisten (eine zusammenhängende Gruppe der sonst so zerfließenden Anarchisten). Sie wollen den politischen Kampf (auch die „Gewalt“, obwohl hier gebrochene Stellung herrscht) ganz vermeiden, und sich auf den rein wirtschaftlichen Kampf, wahrscheinlich den Generalstreik, konzentrieren; sie wollen dabei jeden Zentralismus vermeiden und einfach auf die im brennenden Moment schon einsetzende Hilfe und Solidarität vertrauen; das dürfte, als isolierte Erscheinung, allerdings eine Utopie sein, aber es ist dem Christlichen ganz stark verwandt.

Es seien dann nochmals der Tatkreis und die andern Bünde genannt und besonders auf die Jugendringe hingewiesen, die nun bereits in vielen Städten sich aus den Kreisen der Freideutschen, der Wandervögel, Neupfadfinder (die sehr Beachtenswertes in ihrem Blatt: „Der weiße Ritter“ zu sagen haben), der — leider vorhandenen — Parteijugend, sogar der kommunistischen, zusammensezten und zunächst praktische Arbeit leisten wollen, Bekämpfung von

Schund und Schundkino, aber doch wohl eine tiefere Bedeutung durch eigene und werbende Verinnerlichung gewinnen werden. Das sind alles Gebilde, die berufen sind, das morsche Parteileben abzulösen und dann, wenn die Stunde da ist, vielleicht einmal „von unten aufzubauen“.

Weiter seien erwähnt die ersten Anfänge über parteilicher Gemeinschaft. Überall im Lande sind es Siedlungen, Bünde, Konferenzen, soziale Arbeitsgemeinschaften, die hier, manchmal allzurash und darum bald vergänglich, auffriesen. Besondere Bedeutung wird vielleicht eine Sache gewinnen, die sich darin von den anderen unterscheidet, daß es sich um ein regelmäßiges Zusammensein (alle 5—6 Wochen) von wirklichen „Intellektuellen“ und wirklichen Proletariern handelt. Das heißt: hier soll nichts „gebracht“, hier soll niemand wider seinen Willen verführt, hier soll auch der Radikalste nicht ausgeschlossen werden, sondern im gemeinsamen Ringen um die Probleme des Aufbaues (fern von allem Wahlgeschrei: „Wir sind die Partei des Wieder(!)-Aufbaus“), um die Möglichkeit eines neuen Zusammenseins und um das Warten auf einen neuen Himmel und eine neue Erde sollen sich hier Kopf- und Handarbeiter zusammenfinden. Diese Zusammentünfte, namenlos bisher, ohne Fassade und Fahne, finden seit einem halben Jahre im Industriegebiet statt, unter frisch-fröhlicher Nichtachtung seitens der Parteführer, besonders auch der sozialistischen (mit rühmlichen Ausnahmen); aber an manchen Ecken kommen in ähnlicher Weise die zusammen, die bewegt sind von der Not und vom Warten, aber noch nicht die Rückkehr zur Natur in der Form der Wandervögel oder Siedler fanden, sondern aus ruhigem Elend und proletarischer Not heraus, bedrängt vom ganzem Verhängnis unserer Großstadt- und Industrie-„Kultur“ sich finden müssen.

Es seien nun noch anhangsweise die Blätter genannt, die Ausdruck solcher Bewegtheit sind oder sein könnten. Zu den letzteren rechne ich die Christliche Welt und das Neue Werk, die ein offenes Auge und ein offenes Ohr für das Walten und Werden eines grundsätzlich Anderen und Neuen haben, freilich noch vielfach ganz in den bürgerlichen Geist des Alten, immer schon Dagewesenen verstrickt sind.

Ferner röhren sich verschiedene Bünde religiöser Sozialisten, die wie z. B. der in Köln um Pfarrer Friße jetzt ein Mitteilungsblatt herausgeben. Freilich: es ist durch kritische und vor schneller Wirksamkeit warnende Leute dafür gesorgt, daß die Bäume auf Kosten der Wurzeltiefe nicht in den Himmel wachsen. Auch ein Blatt mit dem tapferen Titel: „Der christliche Revolutionär (für die kommende Verbrüderung von rechts und links, von Kopf- und Handarbeitern)“, das von Dr. Karl Strümpfmann, (Soden bei Schlüchtern) herausgegeben wird und seinem Namen allerhand Ehre macht, sei nicht unerwähnt. — Ebenso: „Mutiges Christentum“,

von Pfarrer Zapleck, Wetter a. Ruhr. Entscheidende Bedeutung werden Mennickes Blätter für religiösen Sozialismus gewinnen, die sowohl theoretisch den Dingen auf den Grund gehen als auch praktisch alles Hoffnungsvolle im Auge behalten wollen (sie sind zu beziehen von Werner Sachße, Woltersdorf b. Erlner b. Berlin).

Wir haben bisher vermieden, die deutsche Krisis in einen größeren „kulturellen“ Zusammenhang zu stellen oder mit vollen Worten zu preisen, wie es so manchmal geschieht und wobei meist eine hilflose Schreibtisch-Unfruchtbarkeit übrigbleibt. Die Sache ist dafür zu ernst. Aber ganz können doch diese aus dem praktischen Leben geschöpften Betrachtungen nicht ohne eine grundsätzliche Überlegung geschlossen werden.

Wir stehen in der Erschütterung und in der Erwartung. Beide, die Erschütterung und die Erwartung, sind noch nicht groß genug, als daß schon ein Neues kommen könnte. Es ist uns manchmal so, als ob Gott uns ganz verborgen sei, als ob alles Reden über ihn und seine Wege uns ihm entfremdet und als ob er denen, die ihn zu kennen meinen und in seinem Namen fröhlichen Aufbau treiben, noch erst viel verborgener werden müsse. Als ob sie erst einmal am Evangelium in der individualistischen oder christlich-sozialen Aufmachung zerbrechen müßten, ehe wieder ein ganzes Evangelium wirksam werden kann.

Dabei sind wir doch nicht müßig. Dürfen es nicht sein. Wir wollten es wohl — und wer würde nicht oft matt? Aber wir sind kritisch, bis aufs Tiefste kritisch unserm Denken, Tun, Handanlegen, Vorbereiten gegenüber, weil wir wissen, daß es noch nicht die Erfüllung ist. Das ist unsere deutsche Aufgabe — ich sage das ohne jeden nationalen Beigeschmack, weil sie uns einfach im fortschreitenden Zusammenbruch offenbart wird —: die Antinomie von Eilen und Warten, von Ja und Nein, von Tat und Besinnung, von Angriff auf die Mammonskultur und Hoffnung auf Gottes Sieg ganz auszutragen, ganz zu leiden, und wenn wir darunter zugrunde gehen. Nicht als ob nun einer von uns kommen könnte und sagen: Ich kann das, ich habe das ganz ausgetragen. Aber viele spüren doch die Notwendigkeit, machen sich auf den Weg und blicken dabei hoffend auch auf die Schweizer Freunde, die ebenso in den beiden Seiten tief drinstechen. Und wenn wir auch manchmal glauben, mehr von einer Personalunion der Tätigen und der Erkennenden sprechen zu dürfen als unsere Schweizer-Freunde, so wissen wir doch, daß uns alle im Grunde das eine große, tiefe und schwere Ziel ergriffen hat.

Hans Hartmann.

Zu den Weltereignissen!*

Diesmal sei nur ein Wort über die neueste Phase der **Gutmachungsfrage** gesagt. Es scheint doch, daß wir ein wenig nun aufatmen dürfen und ein großer Schritt ins Bessere hinein

getan ist. Selbstverständlich hätte es nicht zu dem Ultimatum der Entente kommen sollen; es war die Frucht schwerer Sünden auf beiden Seiten. Aber es ist vielleicht, nachdem die Dinge sich so schlimm verwirkt hatten, doch notwendig gewesen, daß es einmal zu einer Entscheidung kam. Und die Hauptache war, daß daraus nicht ein neuer Weltbrand erwuchs. Wenn man im Sommer des Jahres 1919 wünschen mußte, daß Deutschland den Versailler Vertrag nicht annahme, so jetzt, daß es das Ultimatum annehme. Sonst hätte es für es selbst und die Welt zum Schlimmsten kommen können, während nun der Weg in die Zukunft offen ist.

Denn das muß mit aller Energie gesagt werden: erledigt ist das Problem damit nicht. Es wird eines der Zentralprobleme des europäischen Wiederaufbaus bleiben. Es kann auch keine Rede davon sein, daß nun der ganze Inhalt des Ultimatums Wirklichkeit werden müßte. Deutschland ist genötigt, eine große Anstrengung zu machen und das wird für es selbst wie für die Welt gut sein, aber der Kampf um eine neue und bessere Art von Lösung muß weitergehen. Alles, was wir darüber gesagt haben¹⁾ bleibt bestehen. Das Problem muß immer mehr als ein internationales verstanden und gelöst werden. Die sozialistischen Organisationen müssen sich bemühen, ihr Programm einer Lösung durchzusetzen. Noch andere Kräfte müssen ins Spiel treten. So mag diese Aufgabe in politischer, sozialer und sittlicher Beziehung ein Ausgangspunkt für die neue Weltarbeit werden.

Die Aussichten sind verhältnismäßig günstig. Es zeigt sich hintenher, daß die ganze Aktion der Entente etwas weniger schlimm war, als es schien. Es stand dahinter viel kluge englische Politik. Frankreich mußte eine Genugtuung und auch eine rasche Hilfe haben, Deutschland zum Handeln genötigt werden. Aber die Meinung war wenigstens bei den Angelsachsen und den Italienern nicht, daß Deutschland ein Sklavenjoch aufgelegt werden solle. Man wird nach einiger Zeit wieder von diesen Dingen reden und dann wird vielleicht die Lage in politischer und moralischer Beziehung anders sein. Man wird auch allerlei gelernt haben. Der Amerikaner Dulles hat auf sehr interessante Weise gezeigt, daß die Ententevölker die deutschen Entschädigungen in gewissem Sinne gar nicht brauchen können, weil dadurch ihre eigene Wirtschaft aufs schwerste geschädigt würde. Die Abtretung der deutschen Handelsflotte verdarbt der englischen Rheederei, die Lieferung von deutschen Maschinen an Frankreich der französischen Metallindustrie, die deutschen Kohlen der englischen Bergwerksindustrie das Geschäft und so fort. Diese Tatsachen sind nicht bloß eine Verurteilung des heutigen Wirtschaftssystems überhaupt, sondern zeigen auch wieder, wie eng nun das Leben eines Volkes mit dem des andern zusammenhängt. Wenn die Menschen wahnsinnig geworden sind, dann predigen Eisen, Kohle und Wolle!

¹⁾ Vergleiche die Rundschau im Februar- und Märzheft.

Verheißungsvoll scheint auch das neue Eingreifen Amerikas in die Weltpolitik zu sein. Es scheint sich ein Zusammenarbeiten von England und Amerika gegen die französische Politik zu gestalten. Das bedeutet in gewisser Beziehung auch eine Wiederaufnahme der Politik Wilsons, nach welchem vielleicht doch in diesen Wochen mancher verständige Deutsche gerufen hat.

Um die Zukunft Deutschlands braucht also, soweit diese Probleme in Frage kommen, niemand bange zu sein. Sie wird keinesfalls schlimmer sein, als die der andern Völker im allgemeinen. Ein Ausgleich wird ganz von selbst kommen, noch abgesehen von andern Kräften, die ihn schaffen können und müssen.¹⁾

Hell ist deswegen der Ausblick noch nicht, weder für Deutschland, noch für die Welt im allgemeinen. Aber es ist wenigstens eine Art von Katastrophe abgewendet und Raum für die Arbeit an der neuen Welt gewonnen.

Schweizerntag. Sonntag vor Pfingsten. Wir sind am See emporgestiegen, durch die helle, blühende Gotteswelt. In einer Waldlichtung lagern wir zur Mittagsrast. Es ist wie ein Tempelraum: oben der blaue Himmel mit den leichten Frühsommerwolken; unten die Blumen des Frühlings neben denen des Sommers; rings im Kreis herum die Waldbäume, Tannen, Föhren, Lärchen, Eichen, Eschen, Weiden, wie in stiller Andacht und heiliger Sonntagsfreude. Dazwischen der Gesang der Amsel und des Finken, der nur die Sonntagsstille hervorhebt.

Gottesfrieden!

Piff, Paff, humm! Der Schweizerntag hebt an. Raum sind die Kirchenglocken verklungen, so beginnt der Schießstand sein Werk — es beginnt des Schweizers eigentlicher Gottesdienst. Es knallt aus der Tiefe, dann von der Höhe; es knallt von rechts und knallt von links; es knallt aus der Nähe und knallt aus der Ferne. Und wie wir weiter wandern, hebt immer von neuen Seiten her das Knallen an. Piff, Paff, humm!

Drei Jahre nach dem Weltkrieg!

Es ist ja eine alte Geschichte, dieser Schweizerntag in der schönen Jahreszeit. Wir kennen ihn schon aus der Zeit vor dem

¹⁾ Daß die deutsche Entwaffnung uns nicht als ein Unglück vorkommt (so wenig als die nun notwendige Aburteilung der militärischen Kriegsverbrecher) haben wir schon früher ausgesprochen. Selbstverständlich wäre besser, wenn sie freiwillig vorgenommen worden wäre, aber sie mag auch so für Deutschland ein Heil werden und muß zuletzt auf die andern Völker hinüberwirken. Daß wir Schweizer z. B. ein Heer von 250,000 Mann haben sollen, während Deutschland auf 100,000 reduziert wird, muß mit der Zeit doch als eine zu skandalöse Sache erscheinen.

Eine erzwungene Abrüstung bleibt freilich etwas Problematisches. Dies wird durch Berichte über die Fülle von geheimen militärischen Organisationen im heutigen Deutschland, die man leichtlich lesen konnte, bestätigt. Diese Tatsachen mögen die Haltung Frankreichs (und der übrigen Entente) auch ein wenig erklären. Aber dagegen hilft in letzter Instanz doch nur neuer Geist und neue Methoden!

Kriege her. Aber was damals noch einen Anstrich von Harmlosigkeit hatte, was für ein Frevel ist es jetzt! Wir bedenken: so gehts nun über die ganze Schweiz hin, von Dorf zu Dorf, von Tal zu Tal, von Berg zu Berg, die ganze Schweiz, ohne daß auch nur ein Ecken oder Winkelchen davon verschont würde: piff, paff, bumm! Wir können ihm nicht entfliehen. Und was bedeutet diese Musik? Mag es dem einzelnen Schützen auch nicht zum Bewußtsein kommen, so liegt es doch in der Sache selbst: es bedeutet Mord, Menschenmord, Brudermord! Brudermord weil Menschenmord, aber Brudermord auch in dem engern Sinn, daß heute der Schießstand, ob man wisse oder nicht, vor allem dem sozialen Bürgerkrieg dient. Und diese Musik hebt an, wenn Orgel und Glocken verklungen sind und ja wetteifert zum Teil mit ihnen! Welche Blasphemie! Welch höllische Lüge! Und welche Steigerung der Lüge und Blasphemie, wenn die Glocke dem Gewehrklingen nicht widerspricht, wenn die Kirche mit dem Schießstand in diesem Frieden lebt und der Mann, der das „Evangelium“ gehört hat, nachher seelenruhig die Mordwaffe nimmt und seinen Sonntag feiert.

So ist unsere Schweiz jeden Sonntag in der schönen Jahreszeit ganz eingehüllt in die Musik des Mordens. Es ist Schweizer Eigenart; in keinem andern Land der Welt ist's so. Und das drei Jahre nach dem Weltkrieg! Kann wohl der Segen Gottes durch diese Atmosphäre zu diesem Lande herabkommen?

Das religiöse Erwachen Russlands. Wir haben in den Neuen Wegen vor einiger Zeit die Frage aufgeworfen, die gewiß Viele von uns aufs tiefste beschäftigt: wie sich während der Revolution das russische Christentum gestaltet habe. Darüber kommt uns sehr erfreuliche Kunde durch einen Bericht des Russen Boris Sokolow, in der „Weltbühne“. Wir zitieren daraus nach der „Christlichen Welt“ (No. 18):

Die alte orthodoxe bürokratische Kirche ist allerdings heute tot — oder vielmehr: sie stirbt ab. Die alten orthodoxen Popen, Anhänger des Barismus und seine treuen Diener, sind verschwunden — unbekannt, wohin. Viele sind gestorben. Andere fristen in verödeten Pfarrreien ihre Existenz. An ihrer Stelle ist jetzt ein neuer Priesterotypus erschienen. Oder vielmehr: dieser neue Priester tritt erst in die Erscheinung — denn auch dieser Prozeß entwickelt sich erst nach und nach.

Dieser Priester ist weltlicher als der alte. Er trägt kein langes Haar und bindet sich einen Kragen um. Tagsüber leistet er seinen Dienst in irgend einer Sowjetbehörde. Aber in seinem innersten Wesen ist er apolitisch oder Demokrat; und sehr oft ein erbitterter Gegner der Sowjetregierung. Er ist unabhängig in religiösen Fragen und Anhänger der Unabhängigkeit der Kirche. Er ist Priester um des Glaubens, um der Religion willen und Apostel dieses Glaubens. Zuweilen tritt er auch offen gegen die Bolschewiki auf. Und sie verzeihen es ihm. Denn: der Kampf zwischen den Bolschewiki und der Religion hat mit einem entschiedenen und offensiven Sieg der Religion geendet. Zuletzt haben die Bolschewiki auf religiöse Verfolgungen verzichtet. Noch mehr: immer öfter lassen sich Kommunisten in der Kirche trauen; vor dem Tode einen Geistlichen rufen; die Kinder taufen; und so weiter.

Man feiert die Gröfzung eines Spitals der Roten Armee. Auf Verlangen der Soldaten wird ein Gottesdienst abgehalten. Die Stimmungen von 1918 und 1919 sind spurlos dahin. Die orthodoxe Kirche hat in einem blutlosen Ringen den Bolschewismus besiegt. Aber durch diesen Sieg ihr inneres Wesen verändert. Sie ist christlicher und weniger orthodox geworden.

In Petrograd entwickeln sich immer mehr religiöse Bruderschaften. Sie bilden sich nach einzelnen Stadtteilen und organisieren eigenartige kommunistische Gemeinden mit gemeinsamen Vermögen. Denn die Grundsätze des Urchristentums liegen ihnen zu Grunde. Viel Zeit wird in diesen Bruderschaften religionsphilosophischen Diskussionen gewidmet. Gebetversammlungen werden oft abgehalten. An ihrer Spitze stehen neue Priester des geschilderten Typus. Immer öfter treten Weltleute zu diesem Amt über. Man zählt in Petrograd etwa hundert solcher Bruderschaften, die sich um das Theologische Institut gruppieren — ein besonders geartetes Institut, das im Gegensatz zu allen andern Instituten von der Regierung keine Unterstützung bezieht und vielleicht eben deshalb besondere Lebensfähigkeit und Anziehungskraft besitzt. Der auch in deutschen philosophischen Kreisen rühmlichst bekannte Professor N. Lofzky, der jetzt mit an der Spitze dieses Institutes steht, berichtet charakteristische Züge zur Illustration der Unabhängigkeit der Studenten. Bei Frostwetter, in Pelze gehüllt, versäumen sie doch keine einzige Vorlesung. Sie sorgen für die Professoren, bringen ihnen einen Holzkloß, ein Pfund Brot und dergleichen ins Haus.

Immer öfter werden auch in den Arbeitervierteln nach dem Gottesdienste Dispute abgehalten. Sokolow beschreibt einen, der auf ihn, einen religionslosen Menschen, einen außerordentlich starken Eindruck machte.

Eine kleine Pfarrkirche. Halbdunkel. Statt Kerzen brennen Kienstäbe. Die Kirche ist voll von Menschen wie bei einem großen Festtag. Alles Arbeitervolk; die Frauen mit Kopftüchern. Mehr Männer als Frauen. Auf der Kanzel: Lofzky. Klein. Ein guter Redner. Er spricht von der Weltseele, von Erkenntnis der Gottheit, seinen philosophischen Intuitivismus mit der orthodoxen Religion zu einer neuen Einheit gestaltend. Er spricht einfach und klar. Als er schloß, herrschte lange, sehr lange eine Stille. Dann sprang ein junger Kommunist auf, zwanzigjährig, Vorsitzender der kommunistischen Ortsgruppe, und fing an, Gott und Religion zu beschimpfen. Mitten in seiner Rede aber, wohl auf ein Signal, das irgend jemand gegeben hatte, begann die Menge, ein Gebet zu singen. Die Gruppe der Jugendlichen stimmte die „Internationale“ an. Und lange schmolz beides in einander, bis der Choral übertönte. Und dann fing Lofzky wieder an zu sprechen. Nach seiner Rede aber blieb die Menge noch geraume Zeit im Kniegebet.

Die russische Kirche ist im Umbau, und ihr Zukunftsbild erscheint heute nur als eine Silhouette im Nebel! Oder um mit dem bekannten Religionsphilosophen Verdajew zu sprechen: „Eine neue orthodoxe Kirche ist in der Entstehung begriffen. Eine christlichere und freiere. Die Revolution hat der Kirche die Freiheit gebracht und das Sklavenjoch von ihr genommen.“ R.

An das deutsche Volk!

Eine Botschaft von der März-Versammlung der „Bruderschaft in Christus“, Bilthoven, Holland.

16. März 1921.

Wir haben heute folgendes Telegramm an Eure Regierung geschickt:

An die Regierung des Deutschen Reiches zu Händen des Reichskanzlers, Berlin.

„Die Märzversammlung der ‚Bruderschaft in Christus‘, Bilthoven, Holland, denkt in tiefstem Mitgefühl an das leidende und unterdrückte Deutsche Volk“

Nicht zufällig tönte so oft das Wort „Erziehung“ aus den Kongressverhandlungen heraus. Und bei dieser Erziehung kommen wohl vor allem zwei Faktoren in Betracht: die Frauen und die Arbeiter. Daß es gelungen ist, nun auch die genossenschaftlich tätigen Frauen der verschiedenen Länder international zu vereinen, scheint mir für das Leben der Genossenschaften und für die Erziehung ihrer Träger sehr wichtig zu sein. Die Hauptaufgabe aber wird sein, bei den Arbeitern das Verständnis und die Aktivität für die Genossenschaftssache noch viel mehr zu erreichen, als bisher. Hier werden Resolutionen nicht viel helfen, und hier gilt, was bei aller Erziehung das Wesentlichste ist: Beispiel und Leben! Wenn die einzelne Genossenschaft das Problem löst, den Arbeitern wirklich eine neue und soziale Ordnung vorzuführen, in der die Arbeit ihre Würde und Heimat findet, dann wird die Einigkeit der beiden großen Zukunftsbewegungen, Gewerkschaft und Genossenschaft, am sichersten und mächtigsten erreicht werden. Und je mehr die genossenschaftliche Produktion fortschreitet, umso mehr wird sich bewahrheiten, was Anseele, der Pionier des belgischen Genossenschaftswesens, betonte: daß das Proletariat den Mut bekommt, seine Aufgabe zu ergreifen und die Produktion selbst in die Hand zu nehmen.

Ich glaube, der Kongress hat uns das als Größtes geschenkt: den Glauben, daß wir auf dem Wege sind zum doppelten, großen Ziel, dem Frieden unter den Völkern und dem Aufstieg und der Befreiung des Proletariats. Es handelt sich aber nun darum, daß in jedem einzelnen und durch jeden einzelnen der Glaube zur Tat wird. Wir haben Vieles und Großes zu tun.

D. St.

Redaktionelle Mitteilungen.

Wir haben versucht, diese Nummer, soweit es unsere Mittel erlaubten, zu einem pädagogischen Sonderheft zu gestalten und möchten die Leser bitten, sie in diesem Sinne in Kreisen zu verbreiten, die sich dafür besonders interessieren dürften. Einen Bericht über das „Neue Werk“ hoffen wir im nächsten Heft bringen zu dürfen, wie auch einiges Andere, wofür der Raum nicht mehr langte.

Druckfehler.

Im Aufsatz von A. D. Müller Juli/Augustheft S. 275, Z. 22 von oben muß es heißen: „Ich kenne natürlich nur einen Teil.“

Im Aufsatz von Hans Hartmann Maiheft S. 200, Z. 28, statt Wiederherstellung: Wiederholung, S. 200, Z. 33, statt zerissen: gerissen. S. 203, Z. 1, statt Bauleck: Baulei.

Redaktion: R. Lejeune, Pfarrer in Arbon; L. Ragaz, in Zürich. — Druck und Expedition R. G. Zbinden & Co. in Basel.